



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Erinnerungen aus der Franzosenzeit

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Anspruch zu haben glaubt, in seine Gewalt zu bringen. Indem so die meisten darauf angewiesen sind, alles, was sie brauchen oder wünschen, irgend welchen Nebenmenschen abzujagen, abzudrücken oder abzulisten, müssen im öffentlichen und im Erwerbsleben notwendigerweise die häßlichen Seiten der Menschennatur am stärksten hervorgekehrt werden. Die Sozialisten behaupten deshalb, und namentlich der Italiener Achille Voria hat auf den Beweis dieser Behauptung viel Fleiß und Scharfsinn verwendet, in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung sei Sittlichkeit gar nicht möglich, erst eine zukünftige sozialistische Ordnung werde sie wieder möglich machen. Jedenfalls haben wir hier einen der Fälle, wo ganz offenbar das Gemütsleben und die Ideenwelt mehr von der äußern Ordnung der Dinge als diese von jener abhängt, einen Fall also, auf den sich die im ganzen gewiß falsche materialistische Geschichtskonstruktion mit Recht berufen darf. Comte macht dieser Auffassung, die ja übrigens zu seiner Zeit noch nicht zum System ausgearbeitet war, nicht das geringste Zugeständnis, sondern besteht darauf, daß es der Geist sei, der sich den Leib schaffe, daß daher jeder Fortschritt der menschlichen Gesellschaft auf einer Umbildung der äußern Formen durch Veredelung des Geistes und durch Vertiefung des Pflichtgefühls beruhe, und daß nicht umgekehrt die sittliche Besserung durch Gesetze und politische Veränderungen bewirkt werden könne. Die Positivisten sind daher entschiedne Feinde der Revolution und aller Gewaltthätigkeiten, da diese gar nichts nützen könnten. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Einrichtungen nützen allerdings nichts, wo der Geist fehlt, der sie beleben muß, aber es giebt auch äußere Zustände, die den Geist nicht aufkommen lassen; beim Fortschritt wie beim Rückschritt pflegt die Veränderung der Staats- und Gesellschaftseinrichtungen mit der geistig-sittlichen Erhebung oder Verderbnis Hand in Hand zu gehen.



## Erinnerungen aus der Franzosenzeit



Im ganzen Westen unsers Vaterlandes bis hoch nach dem Norden hinauf weiß das Volk noch heute, was der Ausdruck „Franzosenzeit“ bedeutet. Es sind jetzt über hundert Jahre her, seit jene Zeit begann, und die Wiederkehr vieler einzelnen Erinnerungstage hat eine nicht geringe Anzahl von Schriften hervorgerufen, von denen wir einige unsern Lesern vorführen wollen.

Wir beginnen am Mittelrhein mit den Mainzer Klubisten von R. G. Bockenheimer (Mainz, Kupferberg, 1896), einer Darstellung der Jahre 1792

und 1793. Der Verfasser ist schon öfter mit Arbeiten über die Geschichte von Mainz während der französischen Zeit hervorgetreten. Aus seinem neuen Buche erfahren wir, daß an dem Treiben der Klubisten das Volk nicht beteiligt war; der Handwerkerstand und die Zünfte erklärten sich wiederholt dagegen. Cüstine sowohl wie die französische Regierung in Paris war hinlänglich davon unterrichtet, daß es sich bei allen den Veranstaltungen, die schließlich zum Anschluß an die Republik führten, um eine bloße Komödie handelte. Dieser Nachweis ist dankenswert, und er hat in seinen Einzelheiten für die Ortsgeschichte von Mainz und der umliegenden Landschaft sein ganz besonderes Interesse. Das Volk und auch die bessere bürgerliche Gesellschaft wäre also mit den Zuständen unter dem letzten geistlichen Kurfürsten durchaus nicht so unzufrieden gewesen, wie es z. B. nach den Briefen Georg Forsters scheint, wenigstens nicht so sehr, daß man die Freiheit aus den Händen der französischen Republik hätte empfangen wollen. Der Verfasser urteilt über Friedrich von Erthal und über das geistliche Regiment überhaupt viel günstiger, als wir es nach den Zeugnissen berühmter Zeitgenossen zu thun pflegen. Eingehend werden die Mitglieder des Mainzer Klubs und die Persönlichkeiten der neuen Regierung geschildert. Fast alle sind geringe Menschen, unbedeutend und von zweifelhafter Vergangenheit. Der einzige, für den wir Teilnahme empfinden, Forster, wird richtig beurteilt, ohne daß neue Züge zu seinem Bilde gegeben würden. Cüstine dagegen tritt deutlicher hervor als bisher. Er ist unfähig als Heerführer, und als Mensch unbedeutend und wenig sympathisch. Damit haben wir den wesentlichen Inhalt des Buches umschrieben. Sein Wert liegt in der aktenmäßigen Darstellung des Treibens der Klubisten.

Weiter nordwärts, namentlich nach Kassel und Hamburg, führt uns eine ausführlich angelegte Biographie Karl Reinhard's von Wilhelm Lang (Stuttgart, Union, 1895). Die württemberger Klosterschulen und das Stift in Tübingen haben ja viele tüchtige Männer hervorgebracht, aber keiner ist auf der Staffel weltlicher Ehren so hoch gestiegen wie der Stiftler und Vikar Reinhard, der als Graf und Pair von Frankreich erst 1837 in Paris gestorben ist. Das Leben dieses an sich keineswegs hervorragenden Mannes ist äußerst merkwürdig, nicht um seiner selbst willen, wohl aber wegen der vielen bedeutenden Menschen und Ereignisse, zu denen er in Beziehung getreten ist. Daß Reinhard kein bedeutender Mann war, sprach schon der junge Wilhelm von Humboldt aus, als er 1796 den angesehenen und überall, wohin er in Deutschland kam, gefeierten Gesandten der französischen Republik in Hamburg im Reimarus'schen Hause flüchtig kennen lernte. Auch Napoleon wußte das. Er schätzte ihn zwar als Konsul sowohl wie später als Kaiser wegen seiner Rechtlichkeit in der Geschäftsführung und stellte ihn manchmal als Wächter auf, um seinen Generalen und Marschällen das Stehlen zu erschweren. Aber das war auch alles. Innerlich war ihm der etwas schwerfällige Schwabe mit

seiner *capacité ordinaire* durchaus zuwider. Er hat ihn niemals gut behandelt, und Reinhard seinerseits trat dem Kaiser mit einer an einem Diplomaten ungewöhnlichen Befangenheit und Ungeschicktheit gegenüber. Nicht anders beurteilten ihn seine Freunde und Gönner, die ihn in das politische Leben einführten: Sieyès und Talleyrand. Sie blieben ihm stets aufrichtig zugethan, aber sie wußten, daß er nicht für eine leitende Stellung paßte, wenn er auch vorübergehend Ministerialdirektor, sogar Minister des Auswärtigen gewesen ist. Es fehlte ihm das sichere Auftreten und der schnelle persönliche Entschluß. So erschien er denn auch zum Gesandten nicht recht geeignet. Eine Sendung nach Toskana 1798 und 1799 war ganz erfolglos, auch auf seinem Posten in Bern erwarb er sich nicht die Zufriedenheit des ersten Konsuls. So suchte man ihn allmählich aus dem höhern diplomatischen Dienst hinweg in solche Stellen zu bringen, die einen tüchtigen, zuverlässigen Agenten forderten, nicht mehr. 1802 war er wieder in Hamburg, 1805 bis 1807 in Jassy, endlich seit 1808 in Kassel. Hier hatte er die schwierige, viel Geduld und viel Takt erfordernde Aufgabe, den unberechenbaren Jerome zu beobachten und den Kaiser über alles zu unterrichten, was im Königreich Westfalen vorging. Seine Berichte waren ausgezeichnet, der Kaiser war mit ihm zufrieden. Reinhard blieb bis zur Vertreibung Jeromes nach dem Rückzug der großen Armee aus Rußland. Auch unter der Bevölkerung Kassels erwarb er sich Freunde und stiftete manches Gute, und alles in allem genommen, ist das die Zeit seines Lebens und der Platz, wo uns der Mann noch am besten gefällt, den das freigewählte neue Vaterland nun doch unvermeidlich in äußere und innere Konflikte mit dem Lande seiner Geburt brachte.

Wie hart hat man doch bis auf den heutigen Tag über den unglücklichen Forster geurteilt, auf dessen Kopf in Deutschland ein Preis gesetzt wurde, als er nach Frankreich ging! Und hier lebt nun ein anderer Überläufer in hohen Ehren, der des neuen Herrn Interessen so oft wahrnimmt zum Schaden seines einstigen Vaterlandes, und der sich auf diese Art von Gewissenhaftigkeit in Briefen, Tagebuchaufzeichnungen und Gedichten noch etwas zu gute thut, und jetzt bekommt er eine Biographie mit zwei Porträts, während man bei Forster noch immer darüber streitet, ob er, politisch angesehen, eigentlich ein Schuft gewesen sei oder nicht. Aber was führte denn Reinhard zu diesem, man darf sagen, unverdienten äußern Glück? Seine Jugendgeschichte ist wirklich merkwürdig wie ein Roman. Der Pfarrerssohn von Schorndorf gehörte dem Schillerschen Freundeskreise an, er war nur wenig Jahre jünger als sein berühmter Landsmann. Er schwärmte für Werther und vollends für Rousseau und für das vermeintliche Paradies auf Otaheiti (Forsters Reisebericht war gerade erschienen), und dann wurde ihm seine Heimat zu eng, und er nahm Urlaub und suchte sich eine Hauslehrerstelle bei Bevey, gerade da, wo einst St. Preux Heloise unterrichtet haben sollte. Von dort ging er bald nach

Bordeaux und wurde zufällig befreundet mit einigen der bedeutendern spätern Girondisten, und als er dann 1791 nach Paris kam, war es für ihn bereits entschieden, daß er nicht wieder nach Württemberg zurückkehren würde. Zwar gehörte er von vornherein zu den gemäßigten Anhängern der Revolution, die er gründlich kennen lernen sollte. Denn fast hätte sein Leben auf der Guillotine geendet. Er war schon verhaftet, und nur Robespierres plötzlicher Tod rettete ihn. Nicht also in schwärmerischer Begeisterung, wie Forster, sondern in kühlem Nachdenken wurde er zum Bürger der Republik und dann, als die junge Freiheit Napoleon zum Opfer fiel, zum Unterthanen des Kaiserreichs. Leicht ist ihm der Entschluß nicht geworden. Er hatte eine deutsche Frau, Christine Reimarus, die Enkelin des Fragmentisten. Mit ihrer und mit seiner eignen Familie und mit einem großen deutschen Freundeskreise lebte er in engem Zusammenhange. Von Art und Gemüt sah er sich auch immer als einen Deutschen an, aber dem Vaterlande, zu dem ihn sein freier Wille hingeführt hatte, und an das ihn nun die Pflicht des Amtes gebunden hielt, diente er um so strenger und gewissenhafter. Daraus entstand ein Zwiespalt, der sein inneres Wesen bestimmte, und der sich auch äußerlich zeigte. Namentlich seinen deutschen Bekannten erschien er ernst und gemessen, fast mißtrauisch. Die Franzosen sahen ihn aber auch nicht als den Thürigen an. Auszeichnungen und Ehren warf man ihm zwar hin als Entschädigung für vielfache Zurücksetzung, aber er bekam eigentlich nichts aus vollen Händen und mit freundlicher Gebemiene. Glücklich war er nicht. Dennoch erschien er in den kleinen deutschen Verhältnissen seiner verschiednen Freundeskreise als der vornehme und vielfach beneidete Mann. Er hatte, abgesehen von seinem Amte, mannichfaltige Interessen. Als echter Schwabe dichtete er sein Leben lang Oden und Distichen. Er verkehrte gern mit Gelehrten und Schriftstellern. Schon ehe er nach Kassel kam, war er zu Goethe in Beziehung getreten, mit dem er bis an dessen Tod befreundet blieb. Goethes Herz gewann ihm namentlich das Interesse, das er an dessen Farbenlehre nahm. Durch ihn wurde auch Boisseree zu Goethe geführt, und unter Goethes Korrespondenten nimmt nun Reinhard einen immer größern Platz ein. Hier in diesem geistigen Verkehr konnte er sich ganz als Deutschen fühlen, und das entschädigte ihn für vieles, was ihm das Leben unerfreuliches und schweres brachte. Er sprach es oft aus, daß ihm das das Liebste an seinem Leben wäre.

Aber dabei blieb ihm das tiefere Verständnis des unter der französischen Herrschaft allmählich erwachenden nationalen deutschen Geistes versagt, und er, der Diplomat, sah nicht, daß unter seinen Augen dieser deutsche Geist heimlich stark genug geworden war, die fremden Ketten zu brechen. So kamen ihm denn auch die deutschen Befreiungskämpfe völlig überraschend. Nach der Restauration wurde er Gesandter am Bundestage in Frankfurt. Später wurde er nach Dresden versetzt, von wo er 1832, gerade als Goethe starb, abberufen

wurde. Bedeutung hatte er jetzt noch weniger als früher, und als er sich mit 71 Jahren aus dem öffentlichen Leben nach Paris zurückzog, ließ er keine Lücke zurück. Im Jahre 1837 ist er dann gestorben. Sein alter Freund und Meister Talleyrand hielt ihm in der Akademie die Gedächtnisrede und unterließ es trotz aller Lobeserhebungen nicht, bei dieser Gelegenheit ihn möglichst nachdrücklich hinzustellen als Mann zweiten Ranges, was er ja auch wirklich war. Denn so wechselvoll und so reich an äußern Thatfachen sein Leben gewesen ist, eine wesentliche Aufgabe, mit der sein Name für die Nachwelt verbunden wäre, oder die auch nur ihn selbst innerlich befriedigt hätte, hat er nicht zu erfüllen gehabt. Nicht einmal seine persönlichen Verhältnisse liefen günstig aus. Er heiratete im hohen Alter in zweiter Ehe ein junges Mädchen. Seine Tochter aus erster Ehe war unglücklich verheiratet; ihre Söhne verkamen alle auf traurige Weise. Sein eigener Sohn hat nur Töchter hinterlassen. So trägt keiner weiter den Namen dieses Pairs von Frankreich, trotz des Fideikommisses, das er sich mit einigen Opfern hatte errichten müssen.

Wir hätten wohl gewünscht, daß dieser tragische Zug in dem Bilde Reinhard's etwas selbständiger in dem schönen Buche Langs aus der Erzählung der Thatfachen herausgetreten wäre. Denn man meint darin doch etwas von dem Walten der Nemesis zu spüren. Ein Renegat bleibt Reinhard immerhin, und trotz Goethes und aller, die für ihn Partei genommen haben, möchte man lieber Forster unter seine Vorfahren zählen als Reinhard.

Mit dem Hauptmann Böse, einem deutschen Zeit- und Menschenbild von Hermann Almers (Oldenburg, Schulze, 1895), einer für die Bedeutung ihres Inhalts wohl etwas zu ausführlich geratenen Lebensbeschreibung auf Grund von Tagebuchmitteilungen, kommen wir nach Bremen. Böse war ein unternehmender, reicher Kaufmann und Zuckersabrikant, der 1867 in hohem Alter gestorben ist. Hauptmann nannte man ihn, weil er in den Befreiungskriegen achtzig Jäger auf eigne Kosten ausgerüstet, selbst einexerziert und ins Feld geführt hatte, aber zu seinem großen Leidwesen nicht ins Feuer, was nicht seine Schuld war. Böse war ein sehr energischer Charakter und ein deutscher Patriot vom Kopfe bis zur Zehe. Aber damit ist auch unser Interesse an seiner Persönlichkeit erschöpft. Denn als Mann in mittlern Jahren, da es keinen Reiz mehr für ihn hat, sein Vermögen zu vergrößern, verkauft er sein Geschäft, kauft ein Gut im Hannöverschen und betreibt Landwirtschaft und Jagd, daneben ein wenig Politik und entwickelt sich nun persönlich weiter zu einem nüchternen, derben, einseitigen, echt niederdeutschen Sonderling, bis er wieder in hohem Alter in die Stadt zurückkehrt und dort stirbt.

Almers schildert den Mann, mit dem schon sein Vater befreundet war, mit großer Herzenswärme. Es entgeht ihm nicht, daß der Lebensinhalt seines Helden kaum für eine Lebensbeschreibung ausreicht. Er meint dafür einen Ersatz zu geben, wenn er seine Aufgabe als Kulturbild einer bestimmten Zeit

und eines bestimmten Ortes auffaßt. Aber nun darf man sich nicht wundern, wenn die Schilderung für den Ort unvoreilhafter ausfällt, als es in des Verfassers Wunsch gelegen hat. Denn so sehr er sich auch bemüht hat, die guten Züge in der Entwicklung des Lebens der Stadt seit dem vorigen Jahrhundert zu sammeln und hervortreten zu lassen, es ist doch hauptsächlich von Essen und Trinken die Rede, von fetten Schlachtochsen und einer nicht gerade feinen Geselligkeit, von Einnahme und Ausgabe und dem ganzen materiellen Leben der Menschen.

Hamburg und Frankfurt hatten vor zweihundert Jahren die einzigen Malerschulen in Deutschland, und Hamburg hat sich auch im vorigen Jahrhundert große Verdienste um unsre Litteratur und um das Theater erworben. Die Litteraturgeschichte nennt zwar auch „Bremer Beiträge,“ und deren Verleger war auch zufällig ein Bremer, aber mit Bremen haben die Beiträge selbst gerade soviel zu thun, wie Jean Pauls Grönländische Prozesse mit Grönland. Bremen hatte und hat dafür seinen Weinkeller, der denn auch in diesem Buche die ihm angemessene Rolle spielt. Allmers versichert uns, daß Böses Familie allmählich zu den besten der Stadt gerechnet worden sei, daß sein Haus und sein Hauswesen typisch für Bremen gewesen sei. Nun kommt aber in dem ganzen Umkreise dieses Hauses nichts vor, was an Litteratur oder Kunst erinnerte. Meistens wird dergleichen ausdrücklich vom Hauptmann Böse abgewiesen. Die einzige geistige Größe, die einmal genannt wird, ist der Arzt und Astronom Olbers. Eine geschlossene Gesellschaft, der Böse angehört, tafelt in einem Gasthof und läßt sich jedesmal außer andern Speisen ein von dem Wirt neuerfundnes Gericht aufsetzen, und dieses wird dann — wenn die Abstimmung eine Mehrheit ergeben hat — der Redaktion des Bremer Kochbuchs empfohlen.

Das wäre so etwa das geistige Niveau, auf dem wir uns hier befinden. Es ist gewiß für viele, die sich das anders gedacht haben werden, sehr wissenswert. Durch das ganze Buch geht ein unglaublich öder, nüchterner Zug. Der Verfasser möchte ihm durch allerlei kleine Einwirkungen und eigne Gedanken eine andre Richtung geben. Aber vergebens. Die Geschichte fordert ihr Recht. Das „Zeit- und Menschenbild“ ist da, treu, photographisch treu, aber nicht sehr schmeichelhaft für die Umgebung, in die es gehört. Wir können dem Geschichtschreiber nur dankbar sein und nehmen mit Vergnügen wahr, wie unendlich verschieden Städte, Sitten und Menschen in unserm lieben, großen deutschen Vaterlande sind. Außerdem — und das ist ein weiteres Verdienst des Buches — erhalten wir aus dem Munde eines vortrefflichen und zuverlässigen Mannes eine Anzahl von Zeugnissen über die napoleonische Zeit, die, ohne neues zu geben, alte geschichtliche Wahrheiten, die nicht vergessen zu werden verdienen, lebendig wieder vor Augen führen. Dahin gehört, was Böse über die preußischen Offiziere und Soldaten nach der Okkupation Bremens von 1801 sagt. Nach vielen lesenswerten Einzelheiten urteilt er: „Wenn ich

meine spätern Erfahrungen mit zu Hilfe nehme, so drängt sich mir die vollständige Überzeugung auf, daß es niemals Truppen gab, die unfähiger waren, ihre Pflicht im Felde zu thun, als diese Preußen von damals, und daß diese Unfähigkeit ganz allein in der aristokratischen Aufgeblasenheit und Unwissenheit der Offiziere ihren Grund hatte, denn die Soldaten waren ein gar wackerer Schlag Menschen.“ Einen schönen Zug des unverwüsthlichen französischen Nationalgefühls erzählt er aus seiner Jugendzeit. Er hatte einen vertriebenen französischen Marquis als Hauslehrer. Erst später, als dieser auf seine Güter zurückkehren durfte, nannte er der Familie seinen Namen und Stand. Bis dahin lebte er als armer Emigrant unter angenommenem Namen im bössischen Hause. Dieser Mann glaubte trotz alles persönlichen Unglücks fest an eine sittliche Weltordnung und an eine Wiedervergeltung auch im Völkerverleben. Als aber die Deutschen 1792 in Frankreich einrückten, um dort die alte Ordnung herzustellen, prophezeite er ihnen Strafe für dieses Unrecht, nicht seinem Vaterlande, das ihn vertrieben hatte. Und das predigte er nun seinem Zögling täglich, er, der Verbannte, der in fremdem Lande das Gnadenbrot aß! Solche Züge sollen wir Deutschen nicht vergessen, wenn wir auch leider praktisch nichts daraus lernen werden.

Am lebendigsten versetzt es uns immer in die vergangne Zeit zurück, wenn wir, was uns die Geschichte in großen Zügen erzählt hat, in den Eindrücken wiederfinden, die dergleichen auf kleinere Kreise schlicht und treu berichtender Menschen gemacht hat. Das sehen wir wieder recht an dem eben erschienenen kleinen Buche eines kürzlich verstorbenen schlesischen Gymnasiallehrers: Aus der Franzosenzeit. Was der Großvater und die Großmutter erzählten. Von August Knötel (Leipzig, Grunow, 1896). Die Geschichten, die der Verfasser nach Mittheilungen seiner Vorfahren erzählt, beziehen sich auf die Grafschaft Glatz. Freunde des schlesischen Volkslebens im vorigen Jahrhundert finden darin viel hübsches über Volkstum und Sitte, auch über das Leben in Staat und Gemeinde, wie es sich vom Ende des siebenjährigen Krieges bis in die napoleonische Zeit in diesem Teile der preussischen Monarchie entwickelt hat. In den Zug der großen Weltbegebenheiten lenkt die Erzählung ein mit dem Jahre 1806, wo nach der Schlacht bei Sena die schlesischen Festungen fielen. Des Verfassers Vater, ein kleiner Landbesitzer und Glashändler, hat am Kriege teil genommen bis zum Friedensschlusse nach dem Einzug in Paris. Besonders eingehend wird die Belagerung der Festungen Glatz, Silberberg und Neisse geschildert, die Graf Gökzen gegen Jerome und Vandamme mit äußerster Anstrengung wenigstens so lange hielt, daß die Abtretung Schlesiens an Napoleon im Tilsiter Frieden dadurch abgewendet werden konnte. Diese Ereignisse und Gökzens Verdienste finden hier eine eingehendere Würdigung, als sie ihnen in der herkömmlichen Auffassung zu teil wird. Sittengeschichtlich wichtig sind die Mittheilungen über Vandamme, über das Gebahren

der bairischen, württembergischen und sächsischen Truppen in Schlesien und über die Beschaffenheit der preussischen Soldaten vor den Befreiungskriegen, ferner die Schilderung der Erhebung des Volks, des Ausmarsches der jungen Leute und der Stimmung im Lande, nachdem alles ausgerückt ist. Der Verfasser hat es verstanden, seines Vaters Erlebnisse und Wahrnehmungen auf dem Marsche und in der Schlacht, z. B. bei Vigny, an den vorhandenen Berichten zu prüfen und auf diese Weise höchst lebensvolle kleine Ausschnitte aus dem großen Kriegsbilde zu geben. Es ist Geschichte im wahren Sinne des Wortes. Die Alten haben sie erlebt und mit gemacht. Die Jungen sollen sie nicht vergessen: Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!



## Adolf Wilbrandt

(Schluß)



Die größern erzählenden Werke Wilbrandts aus den siebziger und achtziger Jahren haben als unterscheidendes Kennzeichen sämtlich den Verzicht auf das Weltbild, wonach der Dichter in dem Roman „Geister und Menschen“ noch gestrebt hatte. Jetzt gewann die Episode, freilich immer die Episode, die etwas zu bedeuten hatte, den Sieg. Die Erkenntnis, daß nur in seltenen Fällen noch die Überfülle der heutigen Welt in einem Ereignis, einem Lebensgang wiederzuspiegeln ist, hatte sich wie manchen andern auch Wilbrandt aufgedrängt. Auf die gute Stunde wartend, in der auch die Episode wieder zum Epos wird, weil sich in ihr ein allgemeines Menschenschicksal oder eine Empfindung verkörpert, die allen ein Stück ihres Lebens scheint, schuf Wilbrandt inzwischen die Episodenromane „Fridolins heimliche Ehe“ (1876) und „Meister Amor“ (1880) und eine ganze Folge seiner besten Novellen. Eine gewisse Art der Kritik stellt von Zeit zu Zeit Betrachtungen darüber an, wie ein Dramatiker überhaupt die Neigung zur Erzählung verspüren könne, und folgert, daß entweder das dramatische oder das epische Talent eines beidseitigen Dichters nicht echt sein könne. Dieser Kritik gegenüber, die das dichterische Talent nur in der üblichen Dreiteilung versteht, würde es ebenso vergeblich sein, sich auf das innere Gesetz der Stoffe zu berufen, als an Schillers „Verbrecher aus verlornen Ehre,“ an Kleists „Erdbeben von Chile“ und „Michael Kohlhaas,“ an Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“ zu erinnern. Wohl aber wird der unbefangene Sinn leicht verstehen, daß gerade der dramatische Dichter der ungeheuern An-